

Aileen Dawe

BLACK DAHLIA
– WAHRHEIT IST, WAS DU GLAUBST –

AILEEN DAWE



Wahrheit ist, was du glaubst
BLACK DAHLIA

ROMAN
VAJOSH

Jede Geschichte hat zwei Seiten.
Welche davon wahr ist, spielt für einen selbst oft keine Rolle.
Die Frage ist nur, welcher Seite man glaubt.

Eine Geschichte, zwei Möglichkeiten

Es gab einmal dieses Kinderbuch, bei dem ich zwischen zwei Enden entscheiden musste. Entweder wählte ich das Happy End oder die traurige Realität.

Ich stelle dich ebenfalls vor die Wahl: Willst du die Geschichte in chronologischer Reihenfolge erleben – oder wagst du es, dich auf die Reise einzulassen, die ich für dich vorgesehen habe?

Die Entscheidung liegt bei dir.

Contentnote

Dieser Roman sollte nur gelesen werden, wenn man sich emotional von folgenden Themen distanzieren kann:

Sexueller Missbrauch und Vergewaltigung.

GEFANGEN



Black Dahlia

Es gab viele Dinge, die mir nachgesagt wurden, und man hatte mir noch mehr Bezeichnungen gegeben, die ich nicht ausstehen konnte. Abschaum. Ein skrupelloses Monster, das wahllos tötete.

Aber Black Dahlia ... dieser Name gefiel mir.

So schön wie eine Blume, das Herz so dunkel wie die Nacht. Schwarzes Blut, das wie Tinte durch meine Adern floss.

Zaghaft strich ich über die Blüte. Selbst durch die Handschuhe spürte ich die Weichheit, die sich gegen meine Fingerspitzen schmiegte, und ich konnte nicht widerstehen. Sanft zog ich daran, bis sich die Blüte von der Mitte löste.

Das erste Blatt kommt aufs Herz.

Ein Herz, das nicht mehr schlug. Es musste vor ein paar Minuten aufgehört haben, denn das Gift hatte nicht nur ihren Körper gelähmt, sondern auch ihr Gesicht eingefroren. Bestürzung und Schock starrten mir aus leblosen, hellblauen Augen entgegen, ein ersticktes Keuchen lag auf ihren Lippen. Auf ihrer Stirn schimmerte der kalte Schweiß, doch auch dieser würde bald auf ihrer Haut auskühlen. Versteinert in einer Ewigkeit, die ich für sie vorherbestimmt hatte.

Das zweite Blatt kommt auf den Bauch.

Ein Energiespeicher, den niemand mehr aufladen würde. Sie hatte es mir zu leicht gemacht, weil ich genau wusste, was sie

mochte. Wir waren ein paarmal miteinander essen gewesen, bis sie mir sagte, dass wir nicht harmonierten.

Das dritte Blatt kommt in die Hand.

Eine Hand, die nicht mehr graben würde. Eine, die mich weggeschlagen hatte, als wäre ich eine lästige Fliege. Nur kamen Fliegen immer zurück, wenn es sich lohnte.

Und bald würde sie von ihnen umgeben sein.

Drei Blütenblätter auf dem Körper, die restlichen rundherum, summte ich und verteilte die samtenen Blätter auf der weißen Bettwäsche.

Schön. So schön.

Und so gefährlich, flüsterte sie mir zu. Die Dahlie hatte schon früh angefangen, mit mir zu reden, hatte sich von mir gewünscht, dass ich sie mir zu eigen machte.

Ja, vielleicht hatte sie sogar darum gebettelt.

Ich liebte dieses Betteln.

Behutsam zupfte ich die Decke zurecht, die ihr bis zum Kinn reichte, und nahm die nächste Dahlie zur Hand. Keine Spuren hinterlassen, bis auf die eine, die ich zog.

Eine Blüte. Zwei. Drei, vier ... Zehn.

An der Kommode hielt ich inne. Das Polaroid, das dort lag, war bereits vollkommen sichtbar – und mir gefiel, was ich darauf sah.

Dich, verewigt in einem Album, mit der Erkenntnis in den Augen, dass du nicht vor deinem Schicksal fliehen konntest.

Erinnerungen, die ich brauchte, um nicht zu vergessen, warum ich tat, was ich tat.

Ich schob das Polaroid in meine Hosentasche und bahnte mir rückwärts einen Weg aus dem Schlafzimmer. Eben noch hatte ich neben ihr gelegen, aber jeder schöne Moment hatte irgendwann ein Ende. Ich hatte von Anfang an gewusst, dass ich ihres sein würde.

Töte, flüsterte die Dahlie mir immer wieder zu. *Töte, und du bist frei.*

Wieder strich ich über ein Blütenblatt, ehe ich einen letzten

Blick auf das blonde Haar warf, das ihr Gesicht wie einen Heiligenschein umrahmte. Sie war keine Heilige.

Sie würde in der Hölle schmoren.

Gefährlich, flüsterte mir die Dahlie zu.

Ja, du bist gefährlich.

Ich riss das letzte Blütenblatt ab und ließ es auf die Schwelle fallen, ehe ich die Tür mit einem leisen Klicken schloss. Der Moment, in dem sie verstanden hatte, war der schönste von allen gewesen. Die Gewissheit, dass ihr Ende nahte, und die Resignation, weil sie sich nicht wehren konnte. Früher war ich ihre Marionette gewesen.

Ich lächelte.

Jetzt bist du meine.



Epilog

Cyrus

Ich bin kein Mörder.

»Im Namen der Vereinigten Staaten Amerikas haben die Geschworenen entschieden.«

Ich habe sie nicht umgebracht.

»Nach genauer Untersuchung aller vorliegenden Beweise und der Zeugenaussagen wird Cyrus Whitmore ...«

Genau das hätte ich sagen sollen. Hätte widersprechen und irgendetwas tun müssen, um dieses Urteil abzuwenden, das unausweichlich folgen würde.

»... in allen Anklagepunkten ...«

Stattdessen saß ich dem Richter gegenüber, hörte hinter mir ein leises Wimmern, das von Mom stammen musste. Ich erkannte es an der Art, wie sie versuchte, es zurückzuhalten.

»... für schuldig befunden.«

Nicht zum ersten Mal.

Ich bin ein Wiederholungstäter.

»Die Dauer seiner Strafe beläuft sich auf hundertdreundsechzig Jahre im Blackridge Penitentiary ...«

Ein Monster.

»... und ist sofort anzutreten.«

Aber kein Mörder.

Der Hammerschlag folgte, ein lautes Schluchzen hallte durch

den Gerichtssaal und Gemurmel entstand. In meinem Rücken wurde es laut, die Anwesenden standen auf und kehrten dieser Verhandlung den Rücken zu. Sie würden ihrem Alltag nachgehen, während ich –

»Mr. Whitmore«, ertönte die Stimme meines Pflichtverteidigers. »Es tut mir sehr leid, dass ich nicht mehr für Sie tun konnte.«

... einsitzen würde. In einem Hochsicherheitsgefängnis.

Früher hatte ich mich immer gefragt, was in den Menschen vorging, sobald sie so ein Urteil erhielten. Die Antwort lautete: alles und nichts auf einmal.

Eine explosive Mischung aus Wut und Unverständnis, Terror und Hilflosigkeit, die mich an eine Zukunft banden, von der ich mich nie wieder befreien könnte.

Hundertdreiundsechzig Jahre.

Wut kochte in mir hoch wie erhitztes Wasser und verdrängte alles andere, weil jeder in diesem Raum wusste, dass ich höchstens fünfzig davon absitzen würde. Gefolgt von Unverständnis, weil ich nicht glauben konnte, dass jeder nur das gehört hatte, was er hatte hören wollen, statt das zu hören, was sie hätten hören sollen. Terror, weil ich nicht zwischen Wahrheit und Lüge unterscheiden konnte, und Hilflosigkeit, weil ...

Weil ich nichts dagegen ausrichten konnte.

Meine Zukunft lag in fremden Händen, die mich hinter Gitter zerren würden, und ich ... Ich war machtlos. Meine Augen brannten, ein Kloß bildete sich in meinem Hals.

Nein.

Ich durfte nicht weinen, ich durfte nicht, durfte nicht, ich –
... bekam keine Luft.

Unsanft wurde ich auf die Beine gerissen. Ich wollte mich umdrehen, all den Anwesenden sagen, dass das nicht die Wahrheit war.

Niemand wird sie hören, denn ich bleibe stumm, werd' niemals gestehen, was ich tat und warum.

Die scharfe Reue schnitt mir in die Haut und machte mich
bewegungsunfähig.

Ich bin kein Mörder.

Ich bin kein Mörder.

Ich bin kein Mörder.

Zumindest hoffte ich das.

Mordserie erschüttert Oakshade, New Orleans

- Black Dahlia bettet Opfer wie in einen Sarg

Die Behörden sind in Alarmbereitschaft: Eine Serie skurriler Morde in Oakshade und Umgebung hält die Polizei in Atem. Bisher wurden sechs Menschen tot in ihren Wohnungen gefunden, sorgfältig und grotesk in ihren Betten hergerichtet, als lägen sie in einem Grab.

Mysteriöse Inszenierung am Tatort

Die Details sind beunruhigend. Jedes Opfer wurde in seinem eigenen Bett gefunden, die Decken sorgsam über den Körper gelegt und Blütenblätter darauf verteilt, die auf eine bizarre Weise an Trauerkränze auf einem Grab erinnern. Ein makaberer Abschiedsgruß - oder doch ein düsterer Vorbote?

Psychologisches Profil des Täters

Aufgrund seiner Inszenierung und der wiederholten Verwendung von schwarzen Blütenblättern wird der Täter als Black Dahlia bezeichnet. Die Polizei sieht sich mit vielen offenen Fragen konfrontiert und beschreibt die Art der Bestattung als beängstigend liebevoll, fast schon wie eine Hommage an den Verstorbenen. Dennoch tapen die ermittelnden Beamten und Kriminalpsychologen bisher im Dunkeln, was das Motiv des Täters betrifft. Die Auswahl seiner Opfer erscheint willkürlich, denn es handelt sich um Männer und Frauen unterschiedlichen Alters, Standes und Berufs. Eine offensichtliche Verbindung untereinander bestünde nicht, so Michael Turner, lei-

tender Detective der dafür eingerichteten Sonderkommission. Er gehe aber davon aus, dass der Täter einen besonders ausgeprägten Wunsch nach Kontrolle hege - im Leben und darüber hinaus. »Solche arrangierten Tatorte deuten darauf hin, dass der Täter eine tief sitzende Bindung zu seinen Opfern herstellt - oder er will uns genau das glauben lassen«, erklärt Kriminalpsychologin Dr. Laura Peterson. »Es wirkt, als wolle er diese Menschen »zu Grabe tragen« und auf eine Art Abschied nehmen.«

Die Polizei arbeitet mit Hochdruck an diesen Fällen und versichert, dass der Aufklärung dieser Mordserie höchste Priorität gilt. Sie rät zur Vorsicht und bittet die Bevölkerung, verdächtige Personen oder ungewöhnliche Aktivitäten umgehend zu melden.



Der Anfang vom Ende

Nika

Ein Jahr zuvor

Black Dahlia *bettet Opfer wie in einen Sarg*, las ich die Schlagzeile, die fast die komplette obere Hälfte der Zeitung einnahm. *Die Behörden sind in Alarmbereitschaft.*

Ich unterdrückte den Drang, mir über die Stirn zu reiben und die Schläfen zu massieren. Allein die Überschrift bereitete mir Kopfschmerzen, weshalb ich gar nicht erst weiterlesen sollte. Trotzdem wusste ich, dass ich nicht aufhören würde – schließlich gehörte das in gewisser Weise zu meinem Job.

Als Bewährungshelferin musste ich nicht nur auf jedes erdenkliche Szenario vorbereitet sein, sondern die Absicht finden, die sich dahinter verbarg. Im Leben wurde man so oft vor vollendete Tatsachen gestellt, dass sich niemand mehr zu fragen traute, warum es überhaupt dazu kommen musste.

Genau dafür fühlte ich mich verantwortlich. Für das Zwischen-den-Zeilen-Lesen.

Die Details sind beunruhigend.

Ein Schatten verdeckte das Licht, so sehr, dass die kleinen Buchstaben vor meinen Augen verschwammen.

»Black Dahlia«, hauchte mir eine dunkle Stimme über die

Schulter, von der ich eine Gänsehaut bekam. Der vertraute Duft nach Orangenblüte drang in meine Nase, vermischt mit einer herben Zedernholznote. »Hast du schon herausgefunden, wer das nächste Opfer sein wird?«

»Evren«, murmelte ich genervt und drehte mich weg, um den Artikel ins Licht zu halten. »Ich kann nichts sehen.«

Schon im nächsten Moment verschwand die Zeitung ganz aus meiner Hand. »Glaubst du etwa an diesen Quatsch?«

»Dieser Quatsch ist bitterer Ernst«, erwiderte ich und versuchte, ihm die Zeitung zu entwenden, doch er hielt sie absichtlich außer Reichweite.

»Oakshade liegt vor New Orleans, Nika. Die Kriminalitätsrate ist hier so hoch wie nirgendwo sonst.«

»Ein Grund mehr, um sich Sorgen zu machen.«

»Hast du Angst?« Evren legte die Zeitung zur Seite und trat näher. Bernsteinfarbene Augen verweilten einen Moment länger auf meinen Lippen, als sie sollten, und hinterließen ein Kribbeln, das ich nicht zu ignorieren schaffte.

Im Gegenteil, denn jetzt musste ich auch auf seinen Mund sehen. »Hast du keine?«

Dieser verfluchte Mund, der sich zu einem wissenden Lächeln verzog. »Nein.«

»Selbst wenn er die hätte, würde er das ganz sicher nicht zugeben«, schaltete sich Cansu ein und löschte die Glut, die sich mit nur einem einzigen Funken entfacht hatte. Meine beste Freundin stellte die Einkaufstüte auf die Kochinsel und richtete ihren hohen Zopf, aus dem sich mehrere schwarze Strähnen gelöst hatten. »Oder, Bruderherz?«

Evren grinste. »Schuldig im Sinne der Anklage.«

Cansu hob vielsagend die Brauen, was ich als ein Ich-hab's-dir-ja-gesagt deutete, und fing an, den Einkauf auszupacken.

»Das ist doch alles nur ein Hochschaukeln der Medien. Die Polizei ist ein Witz und irgendetwas muss die Leute ja in Schach halten. Warum sonst taucht nach einem halben Jahr

wieder ein Bericht in der Zeitung auf, obwohl gar nichts passiert ist?»

»Weil sechs ungeklärte Morde auch *gar nichts* sind«, kommentierte ich.

»Ausnahmsweise muss ich Evren zustimmen: Wir wohnen vor New Orleans, Nika. Dort wird täglich jemand auf offener Straße ermordet.«

»Bin ich wirklich die Einzige von uns dreien, die das ernst nimmt?« Ich konnte nicht glauben, dass ich diese Frage wirklich stellen musste.

»Ein bisschen zu ernst, wenn du mich fragst«, erwiderte sie. »Eigentlich müsstest du doch diejenige sein, die uns beruhigt. Du solltest abgehärtet sein, schließlich hast du täglich mit solchen Leuten zu tun.«

»Straftäter, Cansu. *Solche Leute* heißen Straftäter.«

»Straftäter, Kriminelle, Verbrecher – egal, wie du sie nennen möchtest, beschönigen tut das die Sache ganz sicher nicht.« Cansu klatschte eine Packung Backschokolade auf den Tisch und untermalte damit ihren Standpunkt.

»Tief sitzende Bindung«, schnaubte Evren, der die Arme auf die Kücheninsel gestützt hatte und über der Zeitung hing. Sein schwarzes Haar fiel ihm dabei in die Stirn, und obwohl er zwei Jahre älter war als seine Schwester, sah man ihre Ähnlichkeit deutlich. »Kriminalpsychologin müsste man sein.«

Cansu verzog das Gesicht. »Hast du Fieber oder redest du über deine neue Flamme?«

Doch Evren ließ sich von ihrem Kommentar nicht beirren, sondern konzentrierte sich auf den Artikel. Dabei drückte er die Zunge gegen seine Wange; das machte er immer dann, wenn er über etwas nachdachte.

»Was ist?«, wollte ich wissen.

Wie aufs Stichwort schob Evren die Zeitung weg und sah zur Seite. Zu mir. Zu meiner Hand, die in meinem Schoß ruhte, bevor sein Blick zurück zu meinem Gesicht fand. Jede Belustigung war

von ihm abgefallen, Entschlossenheit dominierte stattdessen seine Züge. »Hör auf, dir Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir immer Sorgen«, murmelte ich und wandte den Blick ab. Abwesend strich ich über meine linke Hand, über den Bereich zwischen Daumen und Zeigefinger, ehe ich den Druck verstärkte. Nägel kratzten über die dort gerötete Haut, die daraufhin unangenehm brannte.

Ich kratzte weiter.

Bis eine warme Berührung mir keine andere Wahl ließ, als innezuhalten. Wie gelähmt starrte ich auf die Hand, die sich über meine gelegt hatte, auf Evrens kleinen Finger, der fast schon beiläufig über die nackte Haut meines Oberschenkels strich.

Er machte es mir unmöglich, ihn zu ignorieren. Evren hielt meinen Blick, so wie er mich hielt.

Einen Moment länger, als er sollte und ich wollte.

»Wir können das Ganze auch statistisch betrachten«, durchbrach Cansu die eingekehrte Stille. Schon ließ Evren mich los, ich ersetzte die fehlende Berührung durch meine eigene und versuchte, über die Anspannung hinwegzusehen. Die meiner geröteten Haut. Von Evrens Körper. Meiner Nerven. »Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von New Orleans kann man davon ausgehen, dass pro hunderttausend Einwohner jährlich fünfzig Personen ermordet werden. Das hieße dann ...«, Cansu rechnete lautlos vor sich hin, »dass die Wahrscheinlichkeit bei eins zu zweitausend liegt, dass es dich treffen könnte.«

»Wie beruhigend.« Das Pochen hinter meiner Stirn nahm zu. »Nimm es mir nicht übel, aber ich möchte kein Teil dieser Gleichung sein, du Mathegenie.« Seit ich Cansu kannte, lebte sie für Zahlen. Während ich in der Highschool Probleme damit hatte, die einfachsten Gleichungen zu lösen, war es ihr immer erschreckend leichtgefallen. Ein weiterer Grund, wieso wir uns so gut verstanden: Wir ergänzten uns bis ins Detail.

»Meinen neuesten Berechnungen zufolge wird es übrigens langsam Zeit, dass du mir dein Geheimnis verrätst.«

»Was genau meinst du?« Ich wusste ehrlich nicht, was sie hören wollte.

»Der Typ, mit dem du schläfst.« Das Knittern der Tüte überdeckte das Stolpern meines Herzens. »Ich will ihn endlich kennenlernen. Warum bringst du ihn nicht mal zum Essen mit?«

»Ja«, schaltete sich Evren ein. »Wieso bringst du ihn nicht mal zum Essen mit?«

»Du gehst mir gerade ziemlich auf die Nerven, *Bruder*.«

»Ich unterstütze dich doch nur.«

»Ihr zwei seid unglaublich«, murmelte ich.

»Was machst du eigentlich noch hier?«, fuhr Cansu Evren an. »Sobald wir von Typen reden, ist das dein Stichwort. Raus mit dir.«

»Bin schon weg.« Er schnappte sich die Zeitung und hielt sie demonstrativ hoch. »Und die nehme ich mit.«

Sein Blick wanderte erneut an mir herunter, ehe er mir zuzwinkerte und die Küche verließ.

Ich musste mich korrigieren: Evren war unschlagbar.

»Oh, nein. Nein, nein, nein.« Cansu stöhnte.

Ich geriet in Aufruhr. »Was?«

»Denk nicht mal dran.« Cansu deutete mit einem Teigschaber auf mich. »Nur weil du praktisch mit uns aufgewachsen bist, heißt das nicht, dass du dir alles von ihm gefallen lassen musst. Du brauchst seinen Segen nicht, um einen Kerl mitzubringen.«

Langsam löste ich meine verkrampften Finger, die ich in den Stoff meines Kleides gegraben hatte. »Das weiß ich.« Und reckte den Hals, um einen Eindruck zu erhalten, was Cansu heute backen wollte.

Ich würde alles tun, um irgendwie von diesem Thema abzulenken.

»Einen Kerl?«, mischte sich eine weitere Stimme ein. Kurz darauf entdeckte ich Cansus Mutter Nazan, die, genauso getrieben von Neugierde, die Zutaten beäugte. »Heißt das etwa, unsere Nika ist verliebt?«

»Mom«, tadelte Cansu. »Das versuche ich doch gerade herauszufinden.«

»Hörst du das? Sie nennt mich Mom.« Das letzte Wort betonte Nazan besonders und strich ihrer Tochter liebevoll über die Wange. »Komplett amerikanisch, mein Mädchen. Dass du mir nicht meine Küche in Brand steckst.«

»Niemals«, erwiderte Cansu und grinste. Auch ich konnte nicht anders, denn das hatten wir längst hinter uns – nur wusste Nazan bis heute nichts davon.

»Ich wollte deinem Vater nur einen Tee bringen. Lasst euch nicht von mir stören«, zwischerte sie und wuselte genauso herum wie ihre Tochter. Zufrieden lehnte ich mich im Stuhl zurück und ließ mich von ihren Neckereien berieseln. Ich genoss es. Dieses Zu-Hause-Fühlen, obwohl dieses Haus nicht mein Zuhause war. Nicht mein richtiges.

Schon vor Jahren hatte mich Familie Yıldız mit offenen Armen empfangen, in die ich seitdem regelmäßig flüchtete. Früher hatte ich deswegen oft ein schlechtes Gewissen gehabt, weil Cansu mich wöchentlich praktisch an den Esstisch ihrer Familie geschleift hatte. Bis ich irgendwann verstanden hatte, dass nicht ich mich schlecht fühlen sollte, sondern Mom.

Sie hatte es nicht geschafft, sich so um mich zu kümmern, wie es eine Mutter eigentlich sollte. Jahrelang hatte ich den Fehler bei mir gesucht und erst durch Familie Yıldız gelernt, dass er nicht bei mir lag.

Ich trug keine Schuld, das wusste ich, aber ... manchmal reichte das Wissen allein nicht aus, um mit einer Situation abschließen zu können.

»Mist«, murmelte Cansu. »Ich habe das Mandelmehl vergessen.«

»Ich schaue nach, ob noch etwas da ist.« Ich hatte schon früh gelernt, dass es besser war, Cansu in der Küche zur Seite statt im Weg zu stehen. Deshalb stand ich auf, lief an meiner Freundin vorbei und zur angrenzenden Tür, die in einen weiteren, sehr

großzügig geschnittenen Raum führte. Er war randvoll mit Vorratsgläsern, Dosen und Getränken. Viel mehr, als eine vierköpfige Familie brauchte, von der die erwachsenen Kinder noch nicht einmal mehr hier lebten. Man könnte meinen, dass Cansus Eltern all das horteten, um für die Apokalypse vorbereitet zu sein, aber ... sie liebten diese Vielfalt. Das Beisammensein, das sie damit in Verbindung brachten, weshalb jedes gemeinsame Essen perfekt werden sollte. Nazan kochte, Cansu backte. Jeden Samstag. Eine Tradition, in die ich irgendwann mit hineingerutscht war und auch nicht missen wollte.

Sorgfältig studierte ich die Beschriftungen der Regale. Obwohl ich diese Speisekammer schon Hunderte Male betreten hatte, musste ich immer wieder suchen, weil Nazan öfter umräumte, als für einen Vorratsraum gut sein konnte. Aber so war diese Familie nun mal.

Und obwohl sie mich behandelten, als wäre ich Teil ihres Ganzen, erinnerte mich das zeitgleich an das, was mir in meiner Kindheit gefehlt hatte.

Eine Familie. Eine Mom, die für mich da war, statt vor dem Fernseher zu hocken, zu trinken und sich eine Line nach der nächsten reinzuziehen. Zuerst hatte sie versucht, ihre Abhängigkeit vor mir geheim zu halten, bis sie es nicht mehr geschafft hatte.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und schob ein paar Dosen zur Seite, den Gedanken an Mom gleich mit. An sie zu denken, an ihre Entscheidungen und diese Zeit, tat weh, und diesem Schmerz wollte ich mich nicht aussetzen. Nicht hier und auch nicht jetzt. *Nie wieder.*

Meine Finger streiften gerade das Behältnis mit dem Mandelmehl, als ich zurückgerissen wurde. Zwei Arme schlossen sich um mich, ich zuckte zusammen. Doch der Schock verklang in dem Moment, in dem ich die Bestimmtheit seiner Berührung erkannte.

»Evren«, flüsterte ich. »Was machst du hier?«

Fordernd zog er mich an sich, vergrub die Nase in meiner

Halsbeuge und küsste sich von dort bis zu meinem Ohr hinauf. Warmer Atem streifte meine Haut und machte es mir schwer, mich dieser Liebkosung zu entziehen, bei der ich jedes Mal einknickte wie ein Ast unter einem tosenden Sturm. »Du machst mich wahnsinnig in diesem Kleid.«

Eine schlichte A-Linie in einem dunklen Blauton, die zu meiner besten Kleidung zählte und ich aus diesem Grund gern an Samstagen trug. »Du hast mich schon oft darin gesehen.«

»Und ich liebe es jedes verdammte Mal, wie unschuldig du darin aussiehst.« Seine Hand fand unter den Saum und schob es in betörender Trägheit meinen Oberschenkel hoch, übte dann mit sanfter Bestimmtheit Druck auf meine Haut aus und presste mich gegen seinen Schritt. »Und das, obwohl du kein bisschen unschuldig bist.«

Ein leises Stöhnen entfuhr mir, als er sich fordernd gegen meinen Hintern drückte und seine Finger über meinen Innenschenkel glitten. Federleicht strich er über meine Haut, in derselben Sekunde hielt ich den Atem an und meine Hand schoss zu seiner.

»Hör auf.« Kopfschüttelnd drehte ich mich zu ihm um. »Cansu ist nebenan.« Was sie noch einmal bestätigte, indem sie lautstark fluchte.

»Du weißt genau, dass sie nichts merkt.« Evren umfasste mit beiden Händen meinen Hintern, markierte mich, als gehörte ich ihm. »Das hat sie nie.«

Richtig, denn zu meiner Schande war das zwischen Evren und mir keine einmalige Sache.

Ich kannte ihn schon mein halbes Leben. Wir waren zusammen aufgewachsen, aber genau aus dem Grund wusste ich auch, wie Evren drauf war. Dass er gern auf Partys ging und jedes Wochenende mit einer anderen rummachte. Schon früh hatte ich jedem Klischee alle Ehre gemacht, weil ich ausgerechnet für den großen Bruder meiner besten Freundin schwärmen musste, die davon bis zum heutigen Tag nichts ahnte. Stattdessen hatte ich

ihre Schimpftiraden über Evren und seine neueste Errungenschaft still ertragen.

Bis er angefangen hatte, mich anders anzusehen. Anders als früher und trotzdem nicht genauso wie seine Bettgeschichten. Einfach ... anders. Das zwischen uns basierte nicht auf Liebe, aber auf ... Anziehung. Wir harmonierten im Bett, wussten, was dem anderen gefiel.

Und scheiße, Evren wusste *zu gut*, was mir gefiel.

Seine Hände wanderten über meinen Körper, als wäre ich sein eigen, seine Zähne gruben sich in die empfindliche Haut an meinem Hals und sein Griff verstärkte sich an genau den richtigen Stellen. Rückwärts schob er mich vor sich her, drängte mich in die Ecke, sodass ich die Tür nicht mehr sehen konnte.

Wieder fanden seine Hände unter den Saum meines Kleides, mein Höschen glitt zu Boden. Evren bückte sich danach und steckte es sich in die Tasche, ehe er mich küsste. Grob und verlangend und ... so, wie ich es mochte.

»Evren«, murmelte ich zwischen zwei Küssen. »Wir müssen aufhören.«

Doch mein Widerstand bröckelte erneut, als er einen Träger über meine Schulter schob. Mein Herz schlug nicht mehr in meinem Brustkorb, sondern irgendwo in meinem Hals. Die Angst, erwischt zu werden, vermischte sich mit einem Nervenkitzel, der mich erregte.

Trotzdem wollte ich das nicht tun. Nicht in dem Haus, in dem ich mich zu Hause fühlte, und auch nicht in unmittelbarer Nähe der Menschen, die mein Zuhause waren.

Evren knöpfte seine Jeans auf. Mein Blick schoss zur Tür, hinter der ich Cansu singen hörte.

»Hör auf«, versuchte ich erneut, ihn davon abzuhalten. »Nicht.«

Doch er hob mein Bein an, forderte mich auf, es um seine Taille zu legen.

»Wir können das nicht tun, wir –«

Evren erstickte jeden Protest und drang in mich ein, legte eine

Hand in meinen Nacken, die andere besitzergreifend an meine Hüfte.

Ich gab mich ihm hin, konzentrierte mich auf das, was er in mir auslöste. Auf seine Berührungen, das tonlose Stöhnen und dieses unvergleichliche Gefühl, das sich aufbaute wie eine Flutwelle. Drohend und unheilvoll.

»Du liebst diese Heimlichtuerei.« Er grub die Finger in meine Haut. »Diese Aufregung.« Markierte mich an all den Stellen, an denen er mich berührte. »Die Angst.«

In einem lautlosen Keuchen stieß ich die Hand zur Seite, Gläser klrirten gefährlich. Die Geräusche unserer Körper und die gleichmäßig unterdrückten Laute waren der einzige Hinweis, was wir hier machten. Ich vergaß, wo wir waren. Was wir zerstörten. Warum wir es verheimlichten.

»Du liebst es, dass dich jeder für unschuldig hält.« Ohne Vorwarnung glitt er aus mir heraus und ließ mich mit einer Leere zurück, von der ich dachte, sie nicht empfinden zu müssen. »Und ich liebe es, die Seite von dir zu kennen, die alles andere ist als das.«

Ich öffnete die Augen und starrte auf seine Brust, die sich deutlich hob und senkte. Reflexartig wanderte mein Blick nach unten. Evren war nicht gekommen und trotzdem knöpfte er seine Hose zu, als sei gar nichts dabei. Als koste es ihn gar keine Willenskraft, diesem natürlichen Bedürfnis zu widerstehen. Schwer atmend sah ich zu ihm auf, wusste nicht, warum er das tat.

Schon beugte er sich vor, sein Mund kurz davor, meinen zu streifen. »Bring es selbst zu Ende.«

»Was?« War das sein Ernst?

Evren entfernte sich rückwärts von mir, ein gefährliches Lächeln lag auf seinen Lippen. Er spielte mit mir.

Eine seiner Vorlieben. Nur hatte ich mich von ihm noch nie so alleingelassen gefühlt wie in diesem Moment. Zurückgelassen mit einem unbefriedigten Verlangen, das zwischen meinen Beinen pochte.

Er verharrte in der Tür, sein Blick hinterließ eine sengende Spur auf meiner Haut und verweilte auf meiner Brust.

Bring es selbst zu Ende.

Und als Evren aus meinem Sichtfeld verschwand ... tat ich es.

Ich biss mir auf die Unterlippe und musste mich bemühen, um das Keuchen zurückzuhalten, das diese Gefühlsexplosion auslöste. Ein leises Wimmern kam dennoch über meine Lippen, während sich alles in mir zusammenzog, meine Atmung sich verlangsamte, mein eskalierendes Herz sich beruhigte.

Sekundenlang badete ich in dieser Wonne, in dieser schwereleeren Leere, bis mir dämmerte, was ich gerade getan hatte.

Wo ich es getan hatte.

Langsam öffnete ich die Augen, doch die erwartete Erfüllung blieb aus. Die Realität krachte mir so hart vor die Füße, dass ich erst verzögert verstand, dass etwas aus dem Regal gefallen war. Auf dem Boden verteilte sich ein weißes Puder; Mehl zusammen mit braunem Zucker. Doch selbst das konnte nicht über die Bitterkeit hinwegtäuschen, die mich überspülte.

Ich stand halb nackt in einer Vorratskammer, die Finger an Stellen, die ich nicht berühren sollte. Nicht in einem Haus, in dem Menschen wohnten, die ich liebte – und doch hatte ich mich gerade selbst befriedigt, als läge ich allein in meinem Bett. Das machte mir bewusst, wie richtig Evren lag: Ich war vieles, aber keineswegs ein unschuldiges Lamm.

Schritte ertönten. Kurz dachte ich wirklich, er wäre es, der hinter der Tür gewartet und sich gefragt hatte, ob ich seiner Forderung nachkam.

»Nika?«

Die vertraute, weibliche Stimme löste alle Warnsignale in mir aus, die ein unerträgliches Schrillen in meinen Ohren hinterließen. Ich zerrte mir das Kleid über die Brust, strich es über meinen Beinen glatt, als könnte das jetzt noch etwas besser machen.

»Wo bleibst du denn?« Cansu näherte sich. »Ist alles in Ordnung?«

Scheiße, verdammt noch mal!

»Ja.« Sofort bückte ich mich, das Gesicht von der Tür abgewandt, um meiner besten Freundin nicht in die Augen sehen zu müssen, während ich sie anlog. »Mir ist nur etwas heruntergefallen.«

Ein weiteres Mal, von dem ich wusste, dass es nicht das letzte sein würde.



Echo der Zeit

Cyrus

Im Nachhinein wusste man es immer besser. Hätte ich vorher geahnt, was es bedeutete, mich für sie zu entscheiden, hätte ich länger über manche Entscheidungen nachgedacht. Ich hätte überlegter gehandelt und weniger impulsiv.

Was dabei herauskam, musste ich gerade am eigenen Leib erfahren. Ich saß auf dem Bett, ein Bein angewinkelt, und starrte an die Wand. Neben mir befand sich ein kleines Waschbecken, zusammen mit einer Zahnbürste, einem Notizblock und einem Bleistift darauf.

Ich hatte nichts mehr. Weder Habseligkeiten noch irgendwelche Möglichkeiten, die Zeit rumzukriegen. Mir blieb nichts anderes übrig, als Löcher in die Luft zu starren und auf etwas zu warten, von dem ich nicht wusste, ob es jemals eintreten würde. Das war das Schlimmste von allem. Diese Ungewissheit, die meine Zukunft in ein undurchdringliches, schwarzes Nichts verwandelte, zerrte an meinen Nerven, wie ich an dem Laken, das ich mit einem kräftigen Ruck zusammenzog.

Ein unentwirrbarer Knoten, genauso wie meine Gedanken.

Ständig wiederholte ich die Fragen, die mir unzählige Male gestellt worden waren. Fragen, die ich mir zu beantworten versuchte, seit ich in dieser Zelle festgehalten wurde, wie der Verbrecher, der ich war.

Wie hatte sie es gemacht?

Wie hatte sie es geschafft, mich so um den Finger zu wickeln, dass ich ihr vollkommen verfiel? Selbst jetzt konnte ich nichts dagegen ausrichten, dass mich die Erinnerung an sie wärmte. Eine Erinnerung, die ich verbissen zum Leben erwecken wollte, obwohl ich genau wusste, dass es nichts ändern würde.

Trotzdem stellte ich mir vor, sie wäre hier.

In diesem Bett.

Bei mir.

Abgeschottet von der Realität, die ich nicht ignorieren konnte.

Ich versuchte es, indem ich die Augen schloss. Gedanklich zeichnete ich die Konturen ihres herzförmigen Gesichts nach, den scharf geschnittenen Kiefer und die hohen Wangenknochen, die ihr dieses gewisse Etwas verliehen, weshalb ich sie jedes Mal etwas länger hatte ansehen müssen. Ich dachte an die vollen Lippen, nach denen ich mich sehnte. Die gerade Nase, auf der sich die Sommersprossen verteilten wie Puderzucker.

Neunundzwanzig Sommersprossen, von denen ich jede einzelne küssen wollte. Auch jetzt noch. Hier.

Immer.

Ein Immer, von dem ich wusste, dass es nie wieder eintreten würde. Nicht nach dem, was ich getan hatte.

Schwerfällig öffnete ich die Augen und starrte erneut an die kahle Wand, an der ich mittlerweile jeden Riss gefunden hatte. Alles zählen, was man sehen konnte, und alles anfassen, was nicht niet- und nagelfest war – ein ungeschriebenes Gesetz, das ich widerstandslos befolgte. Die straff gezogene Baumwolle drückte sich gegen meine Fingerspitzen und erinnerte mich an das, was mir bevorstand: ein Leben in Gefangenschaft.

Nicht schon wieder.

Nicht noch länger.

Es würde mir alles nehmen, was mir etwas bedeutete.

Das hat es doch schon längst.

Wiederholt erwischte ich mich dabei, wie ich nach einem Aus-

weg suchte, der mir die nächsten Jahre ersparen würde. Die ständige Beobachtung, die fehlende Entscheidungsfreiheit.

Ich kannte keinen Ausweg, der mich davor bewahren könnte. Keinen, außer dem letzten.

Langsam senkte ich den Blick auf die Schlinge, die ich aus dem Laken geknotet hatte, und entdeckte einen feinen Riss. Selbst wenn das Laken unter zu hohem Druck nicht reißen würde – in dieser Zelle gab es keinerlei Aufhängemöglichkeiten. Rein gar nichts. Noch nicht einmal die Entscheidung, mein Leben zu beenden, konnte ich für mich treffen. Die Sicherheitsvorkehrungen in diesem Gefängnis waren zu hoch.

Allein mit den Geistern, die mich grausam quälen, und ihren Geschichten, die sie mir erzählen.

Tick, tack.

Schritte näherten sich auf dem Flur. Sofort schob ich die Schlinge unter das Kissen und lauschte. Je länger ich in dieser Zelle hockte, desto sensibler wurde ich für Geräusche, die der Alltag in Freiheit oft übertönte. Jetzt hörte ich das schwere Atmen eines Wärters, das klagende Reiben von Stoff, der über seinem Bauch spannte.

Das sanfte Klimpern eines Schlüssels, der in ein Schloss geschoben wurde.

Ich sah zur Tür, die Sekunden später aufschwang und die Sicht auf Officer Bradley offenbarte, dem ein leichter Schweißfilm auf der Stirn stand. »Aufstehen, Whitmore. Du wirst erwartet.«

Resigniert tat ich wie geheißen. In dieser Zelle konnte ich mich gerade einmal um mich selbst drehen, weshalb ich Bradley unaufgefordert die Hände hinstreckte, damit er mir die Handschellen anlegen konnte. Beißende Fesseln, weil sie mich als ein Risiko einstufte, das lächerlich klein gegenüber denjenigen war, die ebenfalls in diesem Flur untergebracht waren. Doch ich hatte auf schmerzhaft Weise erfahren müssen, dass jede Gegenwehr Konsequenzen haben würde. Also ließ ich mich wie ein Tier an der Leine von Bradley und einem weiteren Wärter durch die Flure

führen. Vorbei an anderen Insassen, die mich mit ihrer boshaften Neugierde verfolgten wie der Schatten, der sich über mich gelegt hatte, seit *sie* in mein Leben getreten war.

Das Kinn starr erhoben und mit gespielter Gleichgültigkeit in der Brust, die mit jedem Pumpen meines Herzens mehr bröckelte, ging ich weiter. Bis ich auf einen Stuhl gesetzt wurde. In einem Raum, in dem nichts weiter als Trostlosigkeit herrschte, wie in jedem Zimmer dieses Gebäudes.

Officer Bradley schnaufte neben mir, etwas Feuchtes traf auf meine Wange. Speichel oder Schweiß – nichts, worüber ich nachdenken wollte.

Statt mich jedoch von den Handschellen zu befreien, schloss er sie an einen Widerhaken an, der sich auf der Tischplatte befand. »Du kennst die Regeln, Whitmore.«

Natürlich. Das hier war schließlich nicht mein erster Gefängnisaufenthalt.

Aber es würde mein letzter sein, sollte das hier nicht zu meinen Gunsten ausgehen.

Das wortlose *Benimm-dich* schwebte zwischen uns, ehe Bradley sich abwandte und das Zimmer verließ.

Oder den fensterlosen Kasten, der keinerlei Möglichkeit bot, auch nur an Weglaufen zu denken. Obwohl nichts darauf hindeutete, wusste ich, dass ich nicht allein war. Dass man mich von allen Seiten beobachtete wie eine Bestie im Käfig, von der erwartet wurde, dass sie jeden Moment die Kontrolle verlor.

Ich verharrte still, weil mich die uneingeschränkte Aufmerksamkeit auf dem Stuhl hielt wie Beton.

Machte das die Haft mit einem Menschen?

War eine Gefangenschaft das einzige Mittel, um ein Monster kontrollierbar zu machen?

Ich war kein Monster.

Aber ich wurde für eines gehalten.

Mein Mund fühlte sich trocken an. Vielleicht, weil ich seit Tagen schwieg. Es brachte nichts, zu reden. Es gab nie-

manden, der mir glaubte. Niemanden, der sich bemühte, mir zuzuhören.

Nicht so, wie *sie* es getan hatte.

Minutenlang starrte ich auf die Uhr, die über der Tür hing, und wartete. Das stetige Ticken die einzige Erinnerung daran, dass die Zeit lief.

Ich bin kein Monster.

Doch die leisen Zweifel krochen in mir hoch wie das Gift einer Schlange, das sich in quälender Langsamkeit in meinen Adern ausbreitete. Mich mit einer trügerischen Gewissheit lähmte, so wie ich meine Opfer gelähmt haben sollte.

Mein Hals kribbelte. Ich wagte es nicht, mir an den Kragen meines Shirts zu fassen, unter dem sich der Großteil der schwarzen Tinte befand, die sich in meine Haut geätzt hatte. Ebenso der Name, den man mir in meiner Jugend gegeben hatte.

Cyrus ›The Viper‹.

In der Vergangenheit hatte ich viele verwerfliche Dinge getan, aber war nie erwischt worden. Es gab nichts, wofür ich um Vergebung hätte bitten müssen. Ich bereute nichts und würde trotzdem alles anders machen, wenn ich nur die Chance dazu bekäme.

Alles, außer mich in *sie* zu verlieben.

Du bist das Gift, das mich zerstören wird, hallte ihre Stimme in mir wider, als säße sie neben mir.

Du warst mein Gift.

Die Tür öffnete sich.

Und alles, was ich sehen konnte, war *sie*.